

# INKLUSION

## - Versuch einer Standortbestimmung für die Camphill Dorfgemeinschaft Lehenhof -

Unter dem Eindruck des Zweiten Weltkriegs und der Schrecken des Dritten Reichs arbeiteten die Vereinten Nationen mit Hochdruck an der Idee der globalen Menschenrechte. Zum Meilenstein wurde die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte* durch die UN-Generalversammlung am 10. Dezember 1948. Mit ihr wurden Würde und Unantastbarkeit der Person zur völkerrechtlichen Handlungsmaxime, später oft missachtet, aber als Leitstern und Korrektiv unerlässlich. 1949 bekannte sich das deutsche Grundgesetz in Artikel 1, Absatz 2 „zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.“

Dass auch Menschen mit *Behinderungen* in vollem Umfang diese allgemeinen Rechte genießen, ist bis heute noch nicht selbstverständlich. So sahen sich die Vereinten Nationen in der Pflicht, die Menschenrechte für diese bedeutende Minderheit – etwa 10% der Menschheit gelten als behindert – zu konkretisieren. Im Jahr 2006 wurde die so genannte ‚UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen‘ verabschiedet und inzwischen von einem Großteil der Staaten der Weltgemeinschaft ratifiziert, von Deutschland im Jahr 2009. Seitdem ist die UN-Behindertenrechtskonvention in unserem Land geltendes Recht und steht gleichwertig neben anderen Gesetzen.

Zwei Grundforderungen enthält UN-Konvention implizit: ‚Gleichberechtigung‘ und ‚Inklusion‘. Inklusion: Damit wurde ein Wort Programm, das es im Deutschen zuvor nur in der Mathematik gab.

### Was ist Inklusion?

Inklusion meint Teilhabe an der Gesellschaft, Zugehörigkeit, Barrierefreiheit und Mitwirkung. Inklusion meint mehr als das Wort ‚Integration‘. Während *Integration* den Weg beschreibt, auf dem ein Mensch sich in eine fremde Gemeinschaft hinein findet und ihre Werte und Regeln übernimmt, geht der Gedanke der *Inklusion* davon aus, dass auch die Gemeinschaft selbst sich mit jedem Menschen verändert, den sie aufnimmt. „Während Integration die Eingliederung Behinderter in die Gesellschaft der Nichtbehinderten anstrebt, will Inklusion eine Gesellschaft schaffen, der alle Menschen angehören“, schreibt die ZEIT (Zeit-Dossier Nr. 13, 21.3.2013, S.17).

Integration meint zum Beispiel, einem Fremden die Fußballregeln zu erklären, ihm ein Trikot zu überreichen und ihn in die Mannschaft aufzunehmen. Wenn dieser Fremde nun gerade ein Rollstuhlfahrer ist, wird ihn das begrenzt glücklich machen. Er wird in der Mannschaft immer ein Sonderling bleiben. Inklusion meint dagegen, die Spielregeln so zu ändern, dass der Rollstuhlfahrer gleichberechtigt mitspielen kann.

Mit Blick auf die Fußballvereine wird deutlich: Wir stehen noch ganz am Anfang der allgemeinen Inklusion, aber sie ist eine großartige Idee.

Alle, die irgendwo in der Behindertenhilfe, Sozialpolitik, Rechtsprechung oder in der wissenschaftlichen Sonderpädagogik tätig waren, wurden also vor wenigen Jahren mit diesem schönen, grundlegenden neuen Begriff so überrascht, dass er in alle Richtungen wachsen und wuchern konnte. Bis heute gibt es noch keine klare Begriffsbestimmung, aber niemand darf es mehr wagen, gegen Inklusion zu sein. Also sind alle dafür, aber jeder versteht etwas anderes darunter und fühlt

sich bestätigt. Unter Inklusion behinderter Menschen zählt in der Literatur beispielsweise: Beteiligung, Normalität, Wunsch- und Wahlrecht, Selbständigkeit, Selbstbestimmung, Individualisierung und vor allem die Möglichkeit, nahe dem Geburtsort möglichst unter lauter Menschen ohne Behinderungen in einer eigenen Wohnung zu leben.

Eine solche Bedeutungsvielfalt ist allerdings wenig hilfreich. Ich möchte mich darum im Folgenden an eine engere Bestimmung halten: Inklusion als Zugehörigkeit bzw. Teilhabe. Wo immer Menschen mit anderen Menschen zusammen treffen, entstehen Zugehörigkeit oder Ausschluss, Beziehung oder Beziehungslosigkeit, Nähe oder Distanz, Gemeinschaft oder Ausgrenzung. Dazu zu gehören ist aber wesentlich, um als Mensch überhaupt leben und sich entwickeln zu können. Kleine Kinder ohne sichere Beziehung zu ihren Eltern sind in großer Gefahr, psychisch krank zu werden. Einsame Menschen verbittern oder werden depressiv. Aus seiner Gefängniszelle schreibt der Widerstandskämpfer und Theologe Dietrich Bonhoeffer, man spüre in der Haft erst, „wie verwoben das eigene Leben mit dem Leben anderer Menschen ist, ja, wie das Zentrum des eigenen Lebens außerhalb seiner selbst liegt und wie wenig man ein Einzelner ist [...] Man wird nicht für sich allein ein ‚Ganzer‘, sondern nur mit anderen zusammen“ (Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, S. 48.106).

In diesem Sinne ist Inklusion als Zugehörigkeit grundlegend für jedes menschenwürdige Leben.

## Inklusion und Exklusion

Unglücklicherweise tendieren Menschengruppen seit jeher dazu, sich darüber zu definieren, wer dazu gehört und wer nicht; wer ausgeschlossen, ausgegrenzt gehört; wer Freund ist und wer Feind. Der Mensch scheint von Natur aus eher auf Gruppenbildung mit der Polarität ‚wir‘ und ‚die anderen‘ angelegt zu sein als auf Inklusion. Auch das erlebt man bei jedem Fußballspiel.

Der Soziologe Prof. Thomas Schwinger spricht von dem gesamtgesellschaftlichen Phänomen der „gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“. Die Abwertung des Fremden, Irritierenden, Andersartigen und die Bevorzugung des Bekannten und Etablierten hängen in ihren verschiedenen Erscheinungsformen miteinander zusammen. Es gibt wohl in jeder Gesellschaft ein Auf und Ab dieser gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, aber darüber hinaus besteht ein harter Kern von ca. 10% der Bevölkerung, der in diesem Sinne durchgängig denkt und handelt. In unsicheren Zeiten wie in der Wirtschaftskrise seit 2008 nehmen Tendenzen der Ablehnung und Diskriminierung bestimmter Gesellschaftsgruppen zu.

Wir erleben heute einen gesellschaftlichen Trend, in dem immer mehr Gruppen ausgeschlossen werden. Unsere Gesellschaft definiert sich eher über Jugendlichkeit, Leistungsfähigkeit, Schönheit, Spaß, Fitness und Vermögen als über Vielseitigkeit und Solidarität. Das führt zu enormen psychischen Herausforderungen für Menschen jenseits solcher Normen, insbesondere für Menschen mit körperlichen, kognitiven oder seelischen Einschränkungen.

Aber jeder einzelne kann plötzlich zum Ausgeschlossenen werden. Wer seinen Arbeitsplatz verliert, zur Alleinerziehenden wird, wer in Rente geht oder wem das Geld nicht reicht, am kulturellen Leben teilzunehmen, wer krank oder gebrechlich wird, wer in eine andere Stadt oder in ein anderes Land umzieht, riskiert, in Kürze nicht mehr dazu zu gehören, obwohl er mittendrin unter anderen lebt.

Inklusion ist ein Ziel, das den ursprünglichen menschlichen Trieben der Ausgrenzung entgegengesetzt ist. Inklusion macht geltend, dass zu einer menschlichen Gemeinschaft alle Menschen in ihrer Verschiedenartigkeit dazu gehören: Menschen mit Behinderungen, aber auch Minderheiten, Migranten, Moslems, Arbeitslose oder Alte.

Inklusion akzeptiert keine Benachteiligung aufgrund besonderer Lebensbedingungen oder Überzeugungen, aufgrund des Geschlechts oder des Alters. Sie protestiert gegen ungleiche Lebenschancen und ist bestrebt, dem einzelnen in seiner Besonderheit gerecht zu werden.

Aber es ist leider so: Nach Ansicht vieler Experten ist die Diskussion über ‚Inklusion‘ in der Bevölkerung noch kaum angekommen.

## Dimensionen der Inklusion

Inklusion beginnt im engsten *Familienkreis*, bezieht sich auf verschiedene soziale Gruppen und Institutionen, betrifft die ganze Gesellschaft und endet erst in der Weltgemeinschaft. In jedem Zusammenhang hat Inklusion eigene spezifische Bedeutungen, die sich voneinander unterscheiden.

Inklusion in der Familie bedeutet, geborgen zu sein, geliebt zu werden, bedingungslos angenommen zu sein. Das ist entscheidend, aber keinesfalls eine Selbstverständlichkeit. Gerade Menschen mit Behinderungen werden in manchen Familien bis heute innerlich abgelehnt oder bis ins hohe Alter überbehütet. Sie sind dann nicht nur eingebunden in den Familienzusammenhang, sondern geradezu eingezwängt und gehören gerade nicht zu denen, die sie sind: zu den Erwachsenen.

Eine ganz andere Qualität hat Inklusion in der *Hausgemeinschaft* oder *Arbeitsgemeinschaft*, zum Beispiel am Lehenhof: Der soziale Zusammenhalt ist naturgemäß lockerer, die emotionale Bindung freier. Inklusion wird dann erfahren, wenn der einzelne Interesse und Wertschätzung erlebt, wenn Freundschaften entstehen, wenn man die anderen versteht und selbst verstanden wird mit all seinen Empfindlichkeiten, Bedürfnissen und Vorlieben, wenn man gebraucht wird und selbst die Hilfe anderer in Anspruch nehmen kann.

Zu einer *Nachbarschaft* oder *Dorfgemeinschaft* gehört man dazu, wenn man ihre Kultur, die Regeln und Vereinbarungen kennt und sich sicher in ihnen bewegt, wenn man die Gemeinschaft mit gestalten und auf sie Einfluss nehmen kann, wenn man von den anderen wahrgenommen und akzeptiert wird, unabhängig von besonderen Leistungen bzw. besonderen Bedingungen.

In der *Stadt*, der *Kommune*, der *Region* kennt man viele Menschen nicht mehr oder nur vom Sehen her. Es geht hier in erster Linie nicht mehr um emotionale Beziehungen. Inkludiert ist, wer an den allgemeinen Angeboten teilhaben kann, wer sich angemessen in der Öffentlichkeit zu verhalten vermag und nicht von den anderen gemieden wird. Barrierefreiheit und die Erreichbarkeit von Einkaufsläden und öffentlichen Einrichtungen gehören natürlich dazu, aber hier endet Inklusion nicht.

Einer *Gesellschaft* zugehörig erlebt sich der Zeitgenosse, der keine Diskriminierung erfährt. Er kennt Normen und Gesetze und weiß sie zu handhaben. Er nimmt an ihren demokratischen Prozessen teil und hat Möglichkeiten der Bürgerbeteiligung.

Mehr und mehr wird die *Welt* zum ‚globalen Dorf‘. Weltweit werden Güter ausgetauscht. Menschen reisen um den Globus. Selbst am Lehenhof, im Hinterland des Bodensees, wohnen und arbeiten Leute aus Asien, Afrika oder Amerika. Zur Weltgesellschaft zu gehören, bedeutet, sich sicher überall aufhalten zu können, ohne Angst vor Gewalt und Erniedrigung. Inklusion bedeutet, dass die allgemeinen Menschenrechte, wie sie von den Vereinten Nationen deklariert wurden, überall und für jeden Bürger dieser Welt gelten.

Das große Projekt der Inklusion stellt also verschiedene Aufgaben an Staat und Gesellschaft, Stadt und Kommune, Organisationen und Bürger. Inklusion ist nicht erledigt, wenn ein Mensch mit Hilfebedarf eine eigene Wohnung in der Innenstadt bekommt, anstatt im Heim zu leben. Ebenso wenig genügt es, wenn eine Einrichtung ein Komplettangebot für alle Lebensbereiche zur Verfügung stellt. All inclusive ist noch nicht Inklusion, denn Menschsein bezieht sich immer über den eigenen sozialen Kontext hinaus.

## Inklusion ist nicht alles

Das Bestreben um Inklusion ist mit Recht zu einem vorrangigen Thema in der Behindertenhilfe geworden. Aber damit sind noch nicht alle Fragen beantwortet. Niemand ist immer und überall inkludiert. Inklusion darf nicht zum Zwang werden. Es gibt nicht nur das tiefe Bedürfnis, dazu zu gehören, sondern ebenso das Bedürfnis nach Rückzug, Privatheit und Abgrenzung. Die Bindung an eine Gemeinschaft mit anderen ist wesentlich, ebenso aber das Bedürfnis nach Autonomie, Selbstbestimmung und Selbständigkeit. Ich möchte nicht überall dazu gehören, wo Menschen zusammen kommen. Nicht alle Dörfler wollen mitkommen, wenn eine schöne Veranstaltung im Saal stattfindet. Ich persönlich verspüre weder eine Begeisterung für Festivals der Volksmusik, noch habe ich Verlangen nach der gemeinsamen Fröhlichkeit von Karnevalssumzügen – obwohl ich aus Düsseldorf stamme. Umgekehrt freue ich mich, privat zu mir nach Hause exklusiv Menschen einzuladen, die mir wichtig sind. Alle anderen dagegen werden ausgeschlossen.

Es kommt auf gewisse Wahlfreiheiten an: Wo will ich dazu gehören? Wo nicht? Wo möchte ich allein sein und wo kommt es mir auf die anderen an? Eine der wichtigen Wahlmöglichkeiten besteht in der Entscheidung, am Heimatort, in einer besonderen Wohnform oder in der Fremde zu wohnen.

Dem Einzelnen werden wir nur dann gerecht, wenn wir die Gesamtheit seiner wichtigen Bedürfnisse wahrnehmen. Dazu gehört, über die Forderung der Inklusion hinaus, die Frage seiner Lebensqualität zu stellen. Verbessert sich das Leben einer Person mit Hilfebedarf, wenn sie in die eigene Wohnung in die Stadt zieht und dabei ihre Freundschaften in der Lebensgemeinschaft verliert. Ist sie stolz, endlich ein normales Leben führen zu können, oder erlebt sie sich den anderen gegenüber als minderwertig, weil alle anderen viel intelligenter und überlegen erscheinen? Entdeckt sie in der Stadt, wie viel ihr das Leben zu geben hat, oder hat sie Angst, ist verunsichert, desorientiert und versteckt sich vor den anderen. Wird das Leben in der Kommune zur Bedrohung oder zur Befreiung? Ich selbst möchte gerne in einer Umgebung leben, in der ich mich weiterentwickeln kann und selbständiger werde. Aber ich möchte nicht in einer Umgebung leben, in der ich permanent missverstanden werden, weil ich anders bin als die anderen und weil die anderen sich nicht in mich hineinversetzen können. Wie gelingt mein eigenes Leben? Diese Frage wäre immer zu stellen und ist immer nur ganz individuell zu beantworten.

## **Wenn die Idee der Inklusion zur Gefahr wird...**

Wenn in Sonderpädagogik und Politik über Inklusion diskutiert wird, werden häufig drei Forderungen damit verbunden: die gemeinsame Beschulung von Kindern mit und ohne Behinderungen, selbständiges Wohnen außerhalb einer Einrichtung und eine Anstellung auf dem 1. Arbeitsmarkt. Für manche mag ein entsprechendes Angebot genau der richtige Schritt sein. Absolut gesetzt, gehen die Forderungen an manchem Leben vorbei und können schweren Schaden anrichten. Einige wenige Beispiele:

1. Für viele Menschen mit Hilfebedarf bedeutet das Leben in einer eigenen Wohnung ein Leben permanent an der Überforderungsgrenze. Wer aber ständig überfordert wird, wird davon auf Dauer krank. Man kann ‚mitten in der Gesellschaft‘ leben, dabei aber vereinsamen und verwahrlosen.
2. Erklärtes Ziel der Sozialpolitik ist es, möglichst vielen Menschen die Möglichkeit zu geben, außerhalb des Heims zu wohnen. Irgendwann werden dann vielleicht nur noch Menschen mit sehr hohem Hilfebedarf in den Einrichtungen zurückbleiben. Dadurch wird sich aber das Leben in den Einrichtungen gravierend verändern. Fachleute befürchten, dass es eine erhebliche Zahl von so genannten ‚Inklusionsverlierern‘ geben wird, die dann umso mehr aus dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen sind.
3. Wo es um wirtschaftliche Fragen geht, gibt es sehr starke Gegenströmungen. Für manchen wäre mehr gesellschaftliche Inklusion durchaus möglich, wenn er deutlich mehr fachliche Unter-

stützung bzw. Begleitung zur Verfügung hätte. Das ist aber kaum vorstellbar. Eher besteht die Tendenz, unter dem Vorzeichen der Inklusion Kosten einzusparen – auf Kosten der Lebensqualität der Betroffenen. Inklusion kann es nicht zum Nulltarif geben.

4. Die britischen und skandinavischen Länder gelten als große Vorbilder gelungener Inklusion. In der Tat leben hier wesentlich mehr Menschen mit Behinderungen selbständig in ihren eigenen vier Wänden. Die Ironie des Schicksals: Nirgendwo sind so viele behinderte Menschen inhaftiert – nicht eingeschlossen in die Gesellschaft, sondern in die Gefängniszelle.

In einem Artikel der ZEIT im Frühjahr des Jahres warnen Wissenschaftler davor, „zu viel und vor allem Unmögliches von der Inklusion zu erwarten“ (Prof. Bernd Ahrbeck, Berlin). „Inklusion ist so eine Art Heilslehre geworden. Da ist die Welt in Gut und Böse aufgeteilt.“ Man könne schnell ratlos werden „in diesem von Ideologien und Idealismus verminten Feld“. In Deutschland sind in den vergangenen Jahrzehnten exklusive, qualitativ sehr hochwertige Angebote in der Behindertenhilfe entstanden. Plötzlich aber stehen im Vergleich der UN-Menschenrechtskonvention Entwicklungsländer vor Deutschland, weil sie keine Einrichtungen der Behindertenhilfe haben und somit inklusiver ausgerichtet seien.

## **Aufgaben aus den Anliegen der Inklusion**

Gewiss beginnt gesellschaftliche Inklusion für Menschen mit Behinderungen dort, wo sie am Leben der Gemeinde teilhaben können. Dazu gehören ein barrierefreier Zugang zu öffentlichen Einrichtungen, die Möglichkeit, an kulturellen Veranstaltungen teilzunehmen, Einkaufsläden in erreichbarer Nähe zu haben, die Mitgliedschaft in Vereinen und das Gefühl, sich als Bürger der Gemeinde zu erleben. Das kann aber nur der Anfang sein.

Die Idee der Inklusion geht davon aus, dass eine Gesellschaft bzw. Menschengemeinschaft in Verschiedenheit lebt. „Es ist normal, verschieden zu sein. Es gibt keine Norm für das Menschsein“, stellte Richard von Weizsäcker in einer berühmten Rede über das Leben mit Behinderung fest. Wenn Inklusion gelingt, wird diese Verschiedenheit nicht als Bedrohung erlebt, sie führt nicht zu Ausgrenzung, sondern sie wird als Gewinn für jeden einzelnen und die Gemeinschaft erfahren, indem die eigene Identität durch das Fremde bereichert wird. Individuelle Besonderheiten und Bedürfnisse werden weder diskriminiert noch ignoriert, sondern als besonderer Beitrag für das Ganze verstanden.

Bis dahin ist es gesellschaftlich aber noch ein weiter, steiniger Weg.

Wird Inklusion ernst genommen, gestaltet sie sich für jeden Menschen verschieden, weil jeder Mensch andere Bedürfnisse zwischen Schutz und Risiko, Fürsorge und Autonomie, Orientierung und Selbstbestimmung hat. Mitwirkung und Mitgestaltung müssten nach dem Maß der jeweils eigenen Möglichkeiten und Wünsche möglich sein. Der einzelne müsste seinen eigenen Weg zwischen Zugehörigkeit und Rückzug finden können. Insbesondere braucht es eine echte Wahlfreiheit zwischen verschiedenen Möglichkeiten, sein Leben zu führen. Wer in der Wohngemeinschaft einer Einrichtung lebt, aber den Wunsch hat, eine eigene Wohnung zu beziehen, braucht Hilfestellungen hin zu diesem Ziel. Ebenso muss es aber möglich sein, in einer Einrichtung zu bleiben, wenn dies die bevorzugte Lebensform ist, selbst wenn man ambulant betreut leben könnte.

Das Ziel müsste lauten: Alle Ideologien und aller Pragmatismus haben zurückzustehen hinter der Lebenswirklichkeit des jeweiligen Menschen mit Hilfebedarf. Es braucht für den Betroffenen echte Wahlmöglichkeiten sowie möglichst differenzierte und individuelle Hilfsangebote durch die Anbieter von Dienstleistungen. Und es braucht Helfer, die nicht für den Betroffenen denken, sondern ihn mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln aufrichtig befragen.

## **Der Lehenhof - ein Ort der Inklusion?**

Unter keinen Umständen sollten Dorfgemeinschaften wie der Lehenhof Anstalten für Behinderte sein, forderte Karl König vor 50 Jahren. Gerade nicht ein Ort der Aufbewahrung von Menschen, die sich anderswo nicht zurechtfinden. Sondern ein reales Dorf, ein Gemeinwesen, eine Kommune. Allerdings ein Gemeinwesen, in dem jeder verschieden sein darf und alle solidarisch den anderen helfen, wo sie Hilfe benötigen.

Was ist daraus geworden? Wenn wir Karl Königs Vision ernst nehmen und zugleich berücksichtigen, was vorausgehend beschrieben wurde, lässt sich dann vom Lehenhof als von einem inklusiven Ort sprechen?

(1.) Der Gedanke der Inklusion ist landläufig stark besetzt mit der Ausrichtung auf ein Leben in der Stadt mit einem großen Spektrum an Angeboten. Bedeutet das, dass **ländliche Gebiete** an sich ausgegrenzt sind? Muss davon ausgegangen werden, dass die Bevölkerung auf dem Lande heute weniger inklusiv lebt als in der Stadt? Wenn man einmal mit dem Zeppelin über dem Deggenhausertal fährt, erscheint der Lehenhof als eine der größeren Ortschaften der Gemeinde. Leben die Menschen in kleineren, abgeschiedenen Gemeinwesen ausgeschlossen?

(2.) Inklusion besteht dort, wo man sich **zugehörig** fühlt. Am Lehenhof haben wir gelernt, dass jeder dazu gehört, der hier lebt oder zur Arbeit kommt. Gerade deshalb, weil die Menschen am Lehenhof so sehr verschieden sind, haben wir verstanden, dass wir jeden so nehmen müssen, wie er ist, unverstellt und mit allen seinen Besonderheiten. Sogar dann, wenn wir uns wieder von einem Menschen trennen müssen, tun wir das nicht, weil er eigentlich nicht dazu gehört, sondern weil wir unser Unvermögen akzeptieren müssen, ihm gerecht zu werden. Es gibt bei uns kein Kriterium, jemanden auszuschließen. Freilich: Ob sich jeder am Lehenhof dazu gehörig *fühlt*, ist eine andere Frage. Das ist eine bleibende Aufgabe für alle anderen.

(3.) Auch wenn es zurzeit nicht politisch korrekt ist: Inklusion findet gerade deswegen statt, weil viele Dörfler zusammen leben und füreinander da sind. Hier finden auf natürliche Weise **Begegnungen auf Augenhöhe** statt, werden **Freundschaften** geschlossen, ist man Gleicher unter Gleichen. Diese Begegnungsebene ist für Zugehörigkeit entscheidend wichtig und lässt sich dort, wo zu große intellektuelle Unterschiede bestehen, kaum wirklich aufbauen.

(4.) **Hausgemeinschaften** können als inklusive Orte verstanden werden, wenn dort der Alltag gemeinsam gestaltet wird. Jeder bringt sich mit seinen Fähigkeiten ein, ist in der Hauswirtschaft beteiligt, beansprucht seinen Raum im Haus, wird toleriert und hat die Regeln des Zusammenlebens einzuhalten und gewisse Grenzen zu akzeptieren.

(5.) Über die **Arbeit** erleben sich viele, vielleicht sogar alle mit der ‚Außenwelt‘, den Kunden, verbunden. Arbeit am Lehenhof ist keine Beschäftigungstherapie. Sie erfüllt ihren Zweck, wenn sie anderen dient und so eine Verbindung zwischen dem Arbeitenden und dem Käufer, Kunden oder Hilfeempfänger herstellt.

(6.) Im **kulturellen Leben** sind es die gemeinsamen Feste oder die gemeinsamen religiösen Feiern, die jeden einschließen, ebenso wie künstlerisches Zusammenwirken in der Musik, Eurythmie oder im Volkstanz. Das Schauspiel hat am Lehenhof eine bedeutende inklusive Tradition. Mit fast 50 Mitspielern haben wir zuletzt in Henrik Ibsens ‚Peer Gynt‘ ein Projekt erlebt, das jeden am Lehenhof einbezogen hat, und sei es als mit fiebernder Zuschauer. Ganz verschiedene Menschen haben in ganz verschiedenen Rollen und mit ganz verschiedenen Aufgaben mitgewirkt. Gerade dadurch wuchsen unsere Einzelleistungen zu dem Stück ‚Peer Gynt‘ zusammen. Wir haben erlebt: Jeder ist wichtig, ob vor oder hinter den Kulissen. Jeder bereichert das Ganze. Wer nicht gespielt hat, hat geschminkt, bei der Regie geholfen, das Bühnenbild aufgebaut oder beleuchtet. Hausgemeinschaften und Werkstätten haben während der Probenzeit die Arbeit der Mitspieler mit übernommen, eine große Leistung.

(7.) Das Leben am Lehenhof hat immer auch **die ‚anderen‘** einbezogen, gerade diejenigen, die nicht primär als Helfer oder Hilfebedürftige die Dorfgemeinschaft als ‚sozialtherapeutische Einrichtung‘ abbilden. Da gab es immer auch die Kinder, die Rentner, die Familienangehörigen, die

Landwirte und Käser oder die Schüler, die nicht einmal in die Waldorfschule, geschweige denn in eine Regelschule integriert werden konnten und bei uns endlich einen Ort erleben, an dem sie in ihrer besonderen Situation angenommen werden.

(8.) Darüber hinaus ist der Lehenhof vielfältig mit den örtlichen **Gemeinden vernetzt**. Das war nicht immer so. Aber unzählige Begegnungen über fünf Jahrzehnte haben viele Vorurteile abgebaut und Vorbehalte umgekehrt. Unser Bürgermeister Knut Simon bezeichnet uns als einen „Orts- teil“ des Deggenhausertals „mit besonderen Aufgaben“.

(9.) Schon seit den 1970er-Jahren **wohnen** viele Lehenhöfler **in den umliegenden Ortschaften**. Inzwischen sind es über 40% der Dörfler im Deggenhausertal und in Lichtenegg.

(10.) Viele **Werkstätten** liegen **im Gewerbegebiet Deggenhausen**. Dort besteht insbesondere mit der Firma Sonett, aber auch mit anderen Betrieben eine Zusammenarbeit in der Produktion. Viele Mitarbeiter kommen aus der Umgebung. Für unsere Bautätigkeiten arbeiten wir eng mit den Handwerksbetrieben aus der Gegend zusammen. Für Schüler aus der Nähe und aus der gesamten Republik bieten wir Praktika an. Unsere Produkte wie Brot, Käse und Gemüse werden in der ganzen Region gekauft. Der Naturkostladen ist als einziges Bio-Geschäft der Gegend gut besucht.

(11.) Die **Infrastruktur** der Gemeinde ermöglicht vielfältige Begegnungen. Unsere Nachbarn besuchen öffentliche Veranstaltungen in unserem Saal. Wir sind in der Gastronomie, in den Vereinen, in der Sparkasse, der Apotheke und beim Friseur gut bekannt.

(12.) Für junge Menschen aus den entferntesten Ländern der Welt sind wir das Wunschziel „Deutschland“. Manche langjährigen Mitarbeiter stammen aus Kanada oder aus den USA, aus Portugal, Frankreich, Holland oder Großbritannien. So wird am Lehenhof **Weltgemeinschaft** erlebbar.

Aber auch diese Durchlässigkeit zwischen Lehenhof und Umgebung ist nicht ein für allemal erreicht, sondern bleibt als Aufgabe im Lebensalltag immer bestehen.

Eine Beobachtung hat mich immer wieder verblüfft: Eigentlich sind diejenigen, die in unseren Hausgemeinschaften im Tal wohnen, besonders gut in die bürgerliche Gemeinde integriert. Aber gerade diese Dörfler, Mitarbeiter und Helfer hatten in der Vergangenheit oft das Gefühl, nicht ganz oder nur unter erschwerten Bedingungen dazu zu gehören. Sie empfanden, dass sie an wichtigen Teilen des Lebens zu wenig teilhatten: an den Angeboten am Abend, den Kursen der kleinen Volkshochschule, den Veranstaltungen im Saal. Dazu zu gehören, ist selbstverständlich, wenn man am Standort Lehenhof in einer der Hausgemeinschaften lebt. Für alle anderen bedarf es einer größeren Anstrengung, eingebunden zu sein.

Aber: Ist der Lehenhof nicht doch einfach eine Einrichtung, in der ein bestimmtes Klientel professionell versorgt wird, hübsch verpackt, aber doch ein ‚vollstationäres Heim‘? Oberflächlich betrachtet, ist es plausibel, so zu denken. Auch in vielen anderen Einrichtungen jeder Couleur haben sich in den letzten Jahrzehnten gemeinwesen-ähnliche Strukturen ausgebildet. In ihnen wird gute Arbeit geleistet. Der Unterschied ist, meine ich, jenseits der Fachlichkeit zu finden. Wenn es gelingt, dann erreichen wir im Zusammenleben und -arbeiten eine tiefere Dimension von Inklusion, als sie in der professionellen Begleitung möglich ist. Eine gute Fachkraft wird die Inklusion eines Menschen mit Hilfebedarf fördern und assistieren können. Wir aber wollen Beziehungen nicht nur assistieren, sondern selbst Teil der Beziehungen sein. Wir wollen Schicksal nicht nur assistieren bzw. moderieren, sondern wir knüpfen das eigene Schicksal an das Schicksal der anderen an. Unser Privates gehört zur Begegnung mit den anderen dazu. Wir sind am Lehenhof nicht nur beruflich zusammen, sondern sind Nachbarn, Mitbürger, sogar Freunde. Wir gehören mit allem, was wir sind, dazu. Genau das schafft die Nähe, die auch dem Gegenüber das Gefühl geben kann, mit allem, was er ist, dazu zu gehören.

## Schluss

Damit Inklusion gelingen kann, braucht es vor allem die Bereitschaft, Menschen, die anders sind, in dieser Andersartigkeit wertzuschätzen. Davon ist unsere Gesellschaft oft noch weit entfernt. Es gibt aber Menschen, die geradezu Künstler der Inklusion sind und ein Vorbild für viele sein könnten. Am Lehenhof leben nicht wenige von ihnen. Für sie spielt es keine Rolle, ob einer, der neu in die Dorfgemeinschaft zieht, früher ein Drogenabhängiger war, ob er unter Zwängen oder Epilepsie leidet, ob er nicht sprechen oder nicht sehen oder nicht gehen kann, ob er grell gefärbte Haare trägt, nur gebrochen Deutsch spricht oder irgendwelche Prüfungen nicht bestanden hat. Solche ‚Inkludierer‘ sind bereit, auf jeden offen zuzugehen, wenn er ihnen nur begegnen will. Wir gehen davon aus, dass sie Hilfe brauchen, weil sie den Alltag nicht alleine bewältigen können. Aber sie sind selbst Helfer, im Alltäglichen wie im Sozialen. Viele von denen, deren Inklusion in die Gesellschaft keineswegs selbstverständlich ist, lassen andere selbstverständlich an Inklusion teilhaben. Vielleicht dachte Karl König auch daran, als er davon sprach, dass die Letzten die Ersten sein würden.

*Stefan Siegel-Holz, in: einBLICK – Zeitschrift der Camphill Dorfgemeinschaft Lehenhof für Angehörige, Freunde, Förderer. – Heft 28, Weihnachten 2013, S.28-37.*

ξ  
–